

SAMUEL BJØRK
Splitterseele



Samuel Bjørk

Splitterseele

Thriller

Aus dem Norwegischen
von Gabriele Haefs

GOLDMANN

Die norwegische Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel
»Bomberen« bei Bonnier Norsk Forlag, Oslo.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2026
© der Originalausgabe Samuel Bjørk, 2025
© der deutschsprachigen Ausgabe 2026
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktusicherheit@penguinrandomhouse.de

Published by arrangement with Nordin Agency AB, Sweden

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: FinePic®, München

Redaktion: Julie Hübner

KS · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN: 978-3-442-49709-6

www.goldmann-verlag.de

• **Teil 1** •

• 1 •

Abraham Kristiansen, Pfarrer im Ruhestand, saß in der U-Bahn und hatte das scheußliche Gefühl, den Glauben daran verloren zu haben, dass es einen Gott gab. Einige Stunden zuvor, beim Morgengebet, hatte er den Blick gen Himmel gewandt und sich tatsächlich zu der Frage erküht: Gibt es dich eigentlich?

Und wenn es dich gibt?

Warum hast du das dann geschehen lassen?

Der 72 Jahre alte Mann schaute aus dem Fenster und seufzte tief. Er ließ Häuser und Bäume draußen vorbeiziehen, ohne sie wirklich zu bemerken. Die Welt um ihn herum war gleichsam nur grau und sinnlos. Und das war neu. Er war bisher immer so aufmerksam gewesen, hatte jeden kleinsten Teil der Schöpfung genossen, aber in den letzten Jahren?

Nein, es war absolut nicht mehr dasselbe.

Er hatte Zweifel.

Abraham Kristiansen war in einem streng religiösen Elternhaus in einem Dorf an der norwegischen Südküste aufgewachsen. Und es war eigentlich seltsam, dass er damals die Initiative zur Gründung des kleinen alternativen Kolloquiums an der theologischen Fakultät ergriffen hatte, wo

über Dinge diskutiert wurde, über die man eigentlich nicht reden sollte. Die Sache mit weiblichen Geistlichen, zum Beispiel. Warum sollte eine Frau keine Gemeinde leiten? Und die Sache mit der Homosexualität. Die war damals in allen Gesellschaftsschichten streng verboten, nicht nur in der Kirche. Die Gruppe hatte sich heimlich getroffen, in einem der hintersten Räume im Keller der Fakultät, und obwohl es nicht lange dauerte, bis die Professoren Wind davon bekamen, was da vor sich ging, und der Sache ein Ende machten, war es eine herrliche und spannende Zeit gewesen.

Denn dort hatte er sie kennengelernt.

Ruth.

Die schönste Frau, die er je gesehen hatte. Der schönste Mensch, der ihm je begegnet war.

Abraham lächelte, als die Bahn anhielt und Fahrgäste ein- und ausstiegen. Dreimal pro Woche fuhr er jetzt diese Strecke, ins Zentrum und dann weiter nach Manglerud, um ihr Grab zu besuchen.

Sie hatte darauf bestanden, war gerade in diesem Punkt überaus entschieden gewesen: Sie wollte bei ihren Eltern begraben werden. Und er hatte nichts dagegen, regelmäßig diese Fahrt zu unternehmen, um sie zu besuchen. Er hatte sonst im Grunde nicht mehr viel zu tun, jetzt, da sie nicht mehr da war. Sie war sein ganzes Leben gewesen, und sie fehlte ihm so sehr, dass er an manchen Tagen morgens kaum die Augen öffnen konnte.

Gibt es dich überhaupt?

Er warf wieder einen Blick aus dem Fenster, als ein letzter Fahrgast über den Bahnsteig lief, einstieg und am Ende des Wagens Platz nahm. Es war Samstagvormittag, da war

die Bahn eigentlich immer ziemlich voll, aber nicht an diesem Tag. Aus irgendeinem Grund waren heute nur durchschnittlich viele Menschen unterwegs. Andere Leben. Er sah ein Paar. Der junge Mann lächelte mit warmem Blick und streichelte zärtlich die Haare der jungen Frau. Eine Mutter mit einem Kind auf dem Schoß, ein kleiner Junge mit blonden Locken, der lachte und auf einen Mann zeigte. Der Mann war als Clown verkleidet, hatte ein Ballontier in der Hand und war sicher unterwegs zu einem Kindergeburtstag. Ein Geschäftsmann mit besorgtem Gesicht, den Diplomatenkoffer auf den Knien, gestikulierte, während er mit leiser Stimme telefonierte.

Es waren nicht so viele Jugendliche in der Bahn, zum Glück. Er war mit den Jahren vorsichtiger geworden, fast schon ängstlich. Einmal, als Ruth und er in die Stadt unterwegs gewesen waren, hatte ein Junge ihre Handtasche geraubt, hatte sich offenbar nicht einmal geschämt dabei. War nur auf sie beide zugegangen, hatte Ruth die Tasche vom Schoß gezogen und war zur Tür hinausspaziert, als ob es das Natürlichste auf der Welt wäre.

Was?

Ist die Welt so geworden?

Kümmern sich die Leute nicht mehr umeinander?

Diese Fragen hatte Ruth damals gestellt, später an diesem Abend.

Warum tut Gott das?

Wenn Gott doch so gut ist?

Wenn Gott doch allmächtig ist?

Warum leiden die Menschen so?

Krieg, Hunger, Not, Ungerechtigkeit, was hat das alles eigentlich für einen Sinn?

Er hatte sie damals besänftigt, hatte sie an die Worte Thomas von Aquins erinnert, dass Gott dem Menschen den freien Willen gegeben hat und dass der Mensch deshalb selbst verantwortlich für seine Taten ist. Dass gute Menschen belohnt werden und in Gottes ewiges Himmelreich eingehen.

Aber jetzt?

Abraham Kristiansen hatte sich sein Leben lang an die Schrift gehalten, aber das? Nein, das konnte er nicht verzeihen.

Den Krebs, der sie plötzlich geholt hatte.

Die Art, auf die das geschehen war.

Die Krankheit war das eine, Gott hatte seine Wege, aber die Leiden, die sie durchgemacht hatte?

Nein, das war nicht richtig.

Ein so guter Mensch?

Der sein ganzes Leben für andere gelebt hatte?

Es verging ein ganzes Jahr mit unerträglichen Schmerzen in einem Krankenhausbett, während sie langsam vor seinen Augen verschwand.

Hilf mir.

Die dünnen Arme, die sich ihm eines Abends langsam entgegenstreckten, der verzweifelte Blick, die ausgedörrten Lippen, die sich fast nicht bewegen konnten.

Hilf mir, Abraham.

Es hatte all seine Kraft gefordert.

Es nicht zu tun.

Nicht einfach das Kissen auf ihr Gesicht zu legen.

Ihr weiteres Leid zu ersparen.

Und da waren ihm diese Gedanken gekommen und in der Zeit nach der Beerdigung in ihm gewachsen. Abends, am Küchenfenster, wo er jetzt immer allein saß.

Warum hast du sie so leiden lassen?

Abraham schloss die Augen und blieb in seine bedrückenden Gedanken versunken sitzen, fuhr aber hoch, als jemand am anderen Ende des U-Bahn-Wagens plötzlich schrie: »Bombe! Sie hat eine Bombe!«

Als ob er gar nicht richtig anwesend wäre, als ob die Szene vor ihm sich an einem ganz anderen Ort abspielte, blieb er mit offenem Mund sitzen und starrte die Menschen um sich herum an, die in Panik ausbrachen.

»Bombe!«

Verschiedene Personen stürzten in sein Ende des Wagens. Die Mutter des Jungen mit den blonden Locken, mit starrem Blick. Eine Frau in seinem Alter, die an ihrem Stock angehumpelt kam.

»Sie hat eine Bombe!«

Was?

»Ruhe bewahren!« Das war ein Mann, der gestikuliert, während die Leute um ihn herum heulten und schrien. »Geht weiter nach hinten!«

Eine Frau in einem grünen Kleid stolperte über einen Jungen, verlor ihre Brille und blieb weinend vor Abraham auf dem Boden liegen.

»Haltet euch fest!«, schrie der gestikulierende Mann. »Ich zähle bis drei, dann ziehe ich die Notbremse!« Seine Stimme schaffte es gerade noch, das Geschrei zu übertönen. »Eins ... zwei ... drei!«

Abraham packte einen Haltegriff und krümmte sich zusammen. Dann gab es ein plötzliches, unmenschlich lautes Geräusch von kreischenden Bremsen und einen so starken Ruck, dass Abraham mit dem Kopf gegen den Sitz vor seinem knallte, für einen Moment das Bewusstsein verlor und

zu sich kam, weil der Mann, der gerufen hatte, sich über ihn beugte.

»Alles in Ordnung bei Ihnen?«

Der Zug war zum Stillstand gekommen. Er konnte draußen Fahrgäste sehen.

»Sie hat eine Bombe«, sagte jetzt der Mann und nahm Abrahams Arm. »Kommen Sie mit. Wir müssen raus.« Der Mann half ihm auf die Beine und stützte ihn auf dem Weg durch den Wagen.

Abraham konnte sie jetzt sehen.

Die Frau, von der die Rede war.

Allein.

Ganz am Ende des Wagens.

»Kommen Sie!«, rief der Mann und zog ihn auf die offene Tür zu. »Die kann jederzeit hochgehen!« Er versuchte, ihn hinauszuschieben, aber Abraham blieb stehen.

Ist es das hier?

Abraham schaute rasch zum Himmel hoch, dann sah er wieder die Frau am Ende des Wagens an.

Ist das für mich bestimmt?

Der Mann war jetzt draußen und rief vor der Menge von heulenden Menschen immer wieder fieberhaft: »Kommen Sie schon!«

Abraham winkte ab und machte einige vorsichtige Schritte durch den Mittelgang.

Er konnte sie jetzt deutlich sehen.

Eine ganz normale Frau.

In ganz normalen Kleidern.

Verängstigt.

Zitternd.

Mit etwas, das an ihrer Brust befestigt war.

Abraham ignorierte einen letzten Ruf des Mannes draußen und nahm ruhig der Frau gegenüber Platz.

»Hallo«, sagte er vorsichtig.

Die Frau starrte ihn voller Entsetzen an.

»Ich heiße Abraham. Wie heißen Sie?«

Sie schüttelte voller Panik den Kopf.

»Können Sie nicht sprechen?«

Die Frau hielt den Atem an, in ihren Augen loderte die Verzweiflung.

»Haben Sie keine Angst«, sagte Abraham.

Die Frau schien lautlos zu jammern, und dabei bewegte sich etwas auf ihrer Brust.

Eine rote Ziffer.

5 ...

»Ich bin jetzt hier.«

Abraham beugte sich vor und nahm ihre Hände.

4 ...

Die Frau keuchte panisch, sie war ganz weiß um den Mund, und sie starrte ihn verzweifelt und mit weit aufgerissenen Augen an.

Nun blieb die Zeit stehen. Alles kam zum Stillstand. Er konnte plötzlich Ruth sehen. Vor langer Zeit. Im Garten des Sommerhauses, das sie gemietet hatten. In dem geblühten Kleid, das sie eigentlich für zu freizügig gehalten hatte, das sie aber trotzdem trug, weil es ein Geschenk von ihm war. Die Sonne strahlte auf ihre schönen Schultern und spiegelte sich in dem idyllischen See, der vor ihnen lag. Seine Hand auf dem weichen Rücken, das wunderschöne Lächeln in dem sommersprossigen Gesicht. Ein anderer Ort jetzt, das Reihenhaus, das sie sich eigentlich gar nicht leisten konnten, das sie aber trotzdem gekauft hatten. Ihre

erste gemeinsame Wohnung. Das Radio, das im Hintergrund lief, während Ruth summte und die gestreiften Vorhänge in der Küche aufhängte. Der Gartenschlauch, der leck war und sie bespritzte, als sie lachend durch das nasse Gras lief.

Und dann etwas ganz anderes, noch deutlicher.

Ihr Gesicht.

Jetzt älter.

Lächelnd, in einem Kreis von Licht, umgeben von Ruhe.

Eine Gewissheit.

2 ...

»Wir sind nicht allein«, er lächelte vorsichtig.

Die Frau öffnete den Mund und schrie.

1 ...

Abraham Kristiansen drückte ihre Hände, so fest er nur konnte.

Und schloss die Augen.

• 2 •

Jessica Blomqvist stand vor dem Medizinischen Zentrum Volvat und starrte ihr Handy an, als ob das aus irgendeinem Grund die Sache besser machen könnte. Sie hatten neun Uhr gesagt. Hatte er das wieder vergessen? Sie wählte noch einmal die Nummer, landete jedoch auch dieses Mal nur auf der Mailbox. *Hallo, hier ist Rocky, bitte keine Nachricht hinterlassen, die höre ich doch nicht ab.* Er hatte doch versprochen, diesmal zu kommen? Hoch und heilig? *Dieses Mal kommst du aber, Rocky, okay?* Er hatte sie mit diesem trügen Blick angesehen, den er hatte, wenn er ei-

gentlich an etwas ganz anderes dachte, aber sie hatte ihn an den Schultern gepackt und ihm in die Augen gestarrt. *Sams- tag. Neun Uhr. Vor Volvat. Okay?*

Jessica Blomqvist seufzte und schaute auf die Uhr. Fünf nach schon, und eigentlich hätte sie schon drinnen sein müssen, nein, sie beide hätten *zusammen* drinnen sein müs- sen. Denn *er* sollte getestet werden. Ob die Samenqualität ausreichte. Ob sich da unten in seinen Hoden Leben regte, um ihr das zu geben, was sie sich beide wünschten.

Ein Kind.

Sie war 34 und arbeitete als Journalistin bei der Zeitung VG. Mehrere Kolleginnen hatten ihr ins Ohr geflüstert, dass es vielleicht nicht so klug wäre, schwanger zu werden, gerade jetzt, wo es mit ihrer Karriere steil bergauf ging. Die hohen Herren oben im System waren davon über- haupt nicht begeistert, wenn schwangere Journalistinnen zuerst Elternzeit nehmen wollten und danach andere Prio- ritäten setzten. Das war natürlich keine offizielle Haltung, dermaßen miese PR konnten sie sich nicht leisten, aber so war es doch, oder nicht? Aber egal, sie hatte sich ent- schieden. Sie würde ein Kind bekommen. Koste es, was es wolle.

Verdammt.

Sie schüttelte den Kopf und schaute wieder auf die Uhr.
9.06 Uhr.

Sollte sie ihn noch einmal anrufen? Nein, das hätte doch keinen Zweck ... Sie kannte ihn so gut, konnte ihn vor sich sehen, im Atelier in der Hütte auf Hvaler. Sein konzen- trierter Blick vor der Leinwand, die Musik im Hintergrund, ohne darauf zu achten, ob der Tag zur Nacht wurde. Er war sicher gegen Morgen vor Müdigkeit umgesunken und

hatte alles andere, sie, vergessen. Und dass sie, die sonst kaum Ansprüche stellte, dieses eine Mal darauf bestanden hatte.

Dieses Mal kommst du aber, okay?

Ja, ja, sicher, reg dich ab, Jessica. Natürlich komme ich. Du weißt doch genau, dass auch ich ein Kind haben möchte.

Jessica seufzte noch einmal und ließ sich auf eine Bank sinken.

Stimmte das denn überhaupt?

Eines Abends, dort draußen im Atelier, nach ein paar Glas Rotwein zu viel, hatte er wohl gesagt, was er eigentlich meinte. *Du willst nur ein Kind, weil deine eigene Kindheit so tragisch war, Jessica. Du willst das damit ausgleichen, dass du deine eigene Familie gründest.*

Sie war auch ziemlich betrunken gewesen und hatte sich abgemüht, eine gute Antwort darauf zu finden, aber am nächsten Morgen war sie mit der Erkenntnis aufgewacht, dass er ganz recht hatte.

Mama.

Nein, verdammt, das war doch total falsch, denn die war schließlich gar nicht da gewesen, oder? Eine Mama? Jessica hatte allein zurechtkommen müssen, schon als kleines Kind. Sie hatte gekocht, ihre Kleider gewaschen, ihre Schulaufgaben gemacht. Sie hatte sich alle Mühe gegeben, ihrer Umgebung zu verheimlichen, dass sie keine Mutter hatte, die auf sie aufpasste, sondern nur eine, die meist sturzbetrunken auf dem Wohnzimmersofa lag, wenn sie sich nicht in der Stadt herumtrieb, auf der Jagd nach irgendeinem Idioten, den sie mit nach Hause schleppen konnte, damit er die Rechnungen bezahlte und dafür sorgte, dass sie etwas zu trinken hatte.

Ein Kind.

Eine richtige Familie.

War das denn so falsch?

Sich so etwas zu wünschen?

Eine Artikelserie über Kinder von Alkoholikern, die sie im vergangenen Herbst geschrieben hatte, war für einen Preis nominiert worden und hatte in der Redaktion Applaus geerntet. *Verdammt, das war gut, Jessica, so verdammt authentisch, ich kapier ja nicht, wie du das schaffst.*

Äh, was glaubt ihr denn wohl?

Sie hatte nichts gesagt, natürlich nicht, wollte nicht, dass die anderen das über sie wussten.

Ich war so ein Kind.

9.07 Uhr.

Verdammt, Rocky. Jetzt komm doch endlich.

Sie wollte ihn gerade noch einmal anrufen, als ein plötzliches Dröhnen die Fenster in ihrer Umgebung zum Beben brachte.

Was zum Teufel?

Sie blieb stehen und schaute sich um.

Was um Himmels willen war das?

Die Menschen auf dem Parkplatz waren ebenfalls stehen geblieben, sahen sich um. Ein Kind in einem Kinderwagen weinte, Fenster wurden geöffnet, neugierige Gesichter erschienen, zeigende Finger.

Ein junger Mann kam von der Rückseite des Gebäudes herübergelaufen.

»Da oben hat's geknallt! Eine Explosion!«

Die Journalistin in ihr erwachte. Sie packte ihre Tasche und lief hinter dem Mann her um die Ecke.

»Da oben, da brennt's!«

Sie konnte es jetzt sehen. Dichter schwarzer Rauch, Stichflammen über den Dächern, oben bei der U-Bahn.

Verdammt. Was war das?

Sie musste die Redaktion anrufen. Und sie musste auf irgendeine Weise nach da oben gelangen, dichter an den Ort des Geschehens heran.

Jessica sah sich um. Was wäre der schnellste Weg? Durch den Tunnel zum U-Bahnhof Majorstua? Oder oben den Gleisen folgen?

Sie lief gerade zum Parkplatz zurück, als ihr Handy klingelte.

Verdammt, Rocky! Ausgerechnet jetzt rufst du an?

Sie warf einen Blick zum Eingang hinüber. Gleich zehn nach. Sie könnten es noch rechtzeitig schaffen.

Okay.

VG hatte sicher schon andere Leute losgeschickt.

Wütend schüttelte sie den Kopf und packte das Handy.

»Wo zum Teufel steckst du? Ich warte schon seit fast zwanzig Minuten!«

Schweigen am anderen Ende der Leitung.

»Hallo? Wo zum Henker treibst du dich rum?«

Ein kurzes Lachen am anderen Ende.

Das war nicht Rocky.

Es war ein fremdes Lachen.

Ein Mann.

Eine tiefe Stimme, auf metallische Weise verzerrt.

»Hallo, Jessica, entschuldige die Störung.«

Jessica seufzte.

»Sorry, aber ich kann jetzt absolut nicht reden.«

»Ich glaube, das kannst du doch. Es hat doch gerade peng gemacht, oder?«

»Äh ... wie meinen Sie das?«

»Willst du meine Freundin sein?«

»Ihre Freundin?«

Der Mann lachte wieder.

»Ja? Du gefällst mir, Jessica. Du passt total perfekt.«

»Äh, von mir aus. Ich weiß nicht, wer Sie sind, aber ich hab jetzt keine Zeit für irgendwelchen Unsinn, klar?«

»Sie war die Erste«, sagte der Mann gelassen.

Die Erste?

Was verdammt noch mal war das hier?

Jessica blieb stehen und sah sich wieder um. Jetzt drohte das Chaos. Die Leute rannten hin und her, eine Frau weinte, wurde von ihrem Mann getröstet. In der Ferne hörte sie Sirenen. Viele.

»Bist du da, Jessica?«, fragte nun die Stimme. »Willst du meine Freundin sein? Oder soll ich eine andere anrufen?«

»Äh, nein, ich bin ja hier.«

»Schön. Und du willst meine Freundin sein?«

Zwei Streifenwagen und ein Rettungswagen mit lauten Sirenen jagten unten auf dem Sørkedalsvei an ihr vorbei.

»Äh, ja. Sicher. Ich kann gern ... deine Freundin sein. Was kann ich für dich tun?«

Jetzt kamen mehrere Löschfahrzeuge, die sich einen Weg durch den Verkehr bahnten.

Wieder lachte die Stimme.

»Gut, dann haben wir eine Abmachung. Danke, Jessica. Das wäre erst mal alles.«

»Warte!«, rief Jessica. Ihr Herz hämmerte unter ihrem Pullover.

Am anderen Ende war Schweigen.

»Ja?«, hörte sie dann endlich.

»Wenn wir ... Freunde sein wollen, muss ich doch eigentlich wissen, wer du bist, findest du nicht?«

Der Mann lachte kurz auf.

»Ich kann dir einen Hinweis geben.«

»Ach ja?«

Eine neue Welle aus Sirenengeheul jagte an ihr vorüber.

»Schau in den Spiegel«, sagte die Stimme ruhig.

»Was? Wie meinst du das?«

»Schau in den Spiegel.«

»In den Spiegel?«, fragte Jessica verwundert. »Was soll das ...?« Weiter kam sie nicht.

Die Stimme war bereits verschwunden.

• 3 •

Der Mordermittler Holger Munch saß in beigen Shorts und hellblauem Hawaiihemd auf seiner Terrasse und wusste schon gar nicht mehr, wann er sich zuletzt ein paar Tage freigenommen hatte. Er ließ sich in den Liegestuhl zurück-sinken, legte die Hände auf seinen umfangreichen Bauch und lächelte dem gepflegten Garten zu. Es war nicht gerade ein großes Grundstück, da hinter dem weißen Haus in Røa, aber sie hatte alles schön gemacht, wie immer. Marianne, seine Frau und große Liebe. Sie hatten sich auf dem Gymnasium kennengelernt und waren seitdem zusammen. Munch fuhr sich mit der Hand über den rötlichen Bart und dachte voller Wärme an sie. Sie hatte ihm Frühstück hingestellt, mit einer Blume in einer Vase und einem Zettel: *Denk dran, dass Miriam heute Abend Vorstellung hat. Bin gegen 4 zu Hause, dann gehen wir zusammen hin, okay?* Munch

hob die Arme, unterdrückte ein kleines Gähnen und nahm sich eine Zigarette aus der Packung, die neben ihm auf dem Tisch lag.

Es war ein ereignisreiches Jahr gewesen, vielleicht das spannendste und zufriedenstellendste seiner bisher zwanzig Jahre bei der Polizei. Sie hatten eine neue Kripo-Einheit aufgebaut, in eigenen Räumlichkeiten in der Mariboes gate 13, weit entfernt vom Trott im Polizeigebäude unten auf Grønland. Und wen hatten sie zum Chef auserwählt? Munch lächelte wieder, steckte sich die Zigarette an und hob das Gesicht in die schwache Junisonne. Es war nicht der beste Frühsommer aller Zeiten hier in Oslo, und Marianne hatte es in den letzten Wochen nicht an Anspielungen fehlen lassen. *Wollen wir dieses Jahr nicht mal verreisen, Holger? Ans Mittelmeer? Ein bisschen Sonne tanken?* Er hatte so gut abgewehrt, wie er nur konnte, hatte dieselbe Entschuldigung vorgebracht wie immer: die Arbeit. Er musste in der Nähe sein. Was war gegen die Hütte einzuwenden? Wo sie immer gewesen waren? Er hatte es ihr angesehen, dass es nicht die Antwort war, die sie sich gewünscht hatte, aber sie hatte nicht mehr gefragt. Sie kannte ihn so gut. Musste er wirklich eingepfercht in einem Charterflugzeug verreisen, umringt von Betrunkenen in einer Herde am Strand sitzen und in irgendeinem überfüllten Restaurant »norwegische Frikadellen« essen? Was war eigentlich los mit diesen Leuten? Er hatte sich einmal zu einer Tour nach Gran Canaria überreden lassen, als ihre Tochter Miriam noch kleiner gewesen war, und er hatte jede Sekunde gehasst. Nie wieder. Dafür immer die Hütte. Ohne einen Menschen in Sichtweite. Das waren Ferien für ihn, wenn er denn ein seltenes Mal die Möglichkeit dazu hatte.

Munch zog lange an seiner Zigarette und schloss die Augen. Er musste immer mal wieder über *sie* nachdenken. Er hatte freie Hand gehabt, was sein Team anging, hatte die Besten einstellen können. Er war sicher gewesen, dass die Einheit nicht mehr besser werden könnte, aber dann war plötzlich der Anruf gekommen. Ein alter Kollege, der jetzt Rektor der Polizeihochschule war. *Ich glaube, ich hab eine für dich, Munch. Sie ist etwas ganz Besonderes.* Er hatte mitten in einem Fall gesteckt, hatte sich nur widerwillig die Zeit für ein Gespräch genommen und sie nach zwanzig Minuten vom Fleck weg engagiert.

Mia Krüger.

Munch war 44 Jahre alt und gewöhnt, mit Respekt behandelt zu werden, aber diese junge Frau hatte sich auf den Stuhl vor dem Tisch fallen lassen und ausgesehen, als ob es ihr sonst wo vorbeinge, wer er war.

Sie war schlank und schwarz gekleidet, hatte dunkle Haare um das schöne Gesicht und strahlend blaue, klare Augen und einen Blick, als könnte sie durch ihn hindurchsehen.

Zwei Jungen waren auf einer Wiese tot aufgefunden worden, zwischen ihnen lag ein Rotfuchs.

Er hatte sie mit Bildern vom Tatort im Café sitzen lassen und sie von draußen beobachtet.

21 Jahre alt.

Munch wäre es fast eiskalt den Rücken hinuntergelaufen, als sie danach die Mappe über den Tisch zu ihm hinschob, als wäre das das Selbstverständlichste auf der Welt.

Euch fehlen einige Fotos.

Munch fuhr sich auf seiner Terrasse abermals mit der Hand über den Bart und schmunzelte dabei.

Engagiert war vielleicht nicht das richtige Wort, denn sie hatte den Vertrag doch noch nicht unterschrieben?

Sie hatten den Fall gelöst, und seither hatte er sie nicht gesehen.

Die Zwillingsschwester.

Ein Junkie.

Mia war nachts durch die Straßen gelaufen und hatte nach ihr gesucht. Am Ende hatte Munch auf den Tisch hauen müssen.

Du musst schlafen, Mia.

So geht das nicht weiter.

Jetzt war sie endlich wieder mit ihrer Schwester vereint, und er hatte ihre Reaktion bei seinem letzten Anruf nicht so ganz deuten können.

Ich werde es mir überlegen.

Munch reckte die Arme, unterdrückte ein weiteres Gähnen und trottete in die Küche, um sich einen Kaffee zu kochen. Mariannes Zettel lag noch immer auf dem Tisch. Natürlich würde er zu Miriams Auftritt gehen. Sie hatten sich eine Weile Sorgen um das soziale Leben der Vierzehnjährigen gemacht. Meistens saß sie allein auf ihrem Zimmer. Hatte sie denn keine Freundinnen? Aber dann war diese Theatergruppe aufgetaucht, und nun war Miriam kaum noch zu Hause. Sehr schön für sie. Munch nahm den Zettel vom Tisch und wollte ihn gerade an der Kühl-schranttür befestigen, als sein Handy klingelte.

Er sah auf das Display.

Anette Goli. Seine rechte Hand und die Kollegin, die er als Erste angeheuert hatte. Er hätte nicht gewusst, wie er ohne diese fähige Polizeijuristin zurechtkommen sollte.

»Hier ist Holger?«

»Hast du schon gehört?«

»Was denn?«

Goli war hörbar gestresst und schien unterwegs zu sein, er konnte eine Autotür zufallen hören.

»Eine Explosion in der U-Bahn. Gleich oberhalb von Majorstua. Alle Einheiten werden einberufen.«

»Was?« Munch blieb wie angewurzelt mitten in der Küche stehen, mit dem Zettel in der Hand. Marianne und Miriam. Shopping? Wo hatten sie noch hingewollt? Ins Zentrum? Nein, zum Sandvika Storsenter. Die andere Richtung.

Nicht in der Nähe.

»Eine Bombe. Eine Frau mit einer Weste«, sagte jetzt Goli. »Armee, PST, NSM, Polizei, alle sind im Einsatz. Da unten herrscht offenbar das komplette Chaos. Die Regierung sitzt schon zur Krisenbesprechung zusammen, die Königsfamilie wird in Sicherheit gebracht. Wann kannst du im Büro sein?«

»War es ein ... Selbstmordattentat?«, fragte Munch und war schon auf dem Weg zur Tür.

»Das wissen wir noch nicht. Kommst du, oder was?«

»Schon unterwegs«, sagte Munch und schnappte sich die Wagenschlüssel vom Haken neben der Tür.

»Ich hab alle angerufen«, teilte Goli mit. »Katja ist in den Niederlanden. Fredrik hab ich nicht erwischt, aber Ludvig, Anja und der Neue, Larsen, sind unterwegs.«

»Gut«, sagte Munch und stellte fest, dass er auf Socken die Treppe zum Wagen hinuntergelaufen war.

Verdammt.

Er rannte wieder ins Haus, holte seine Schuhe und stürzte zurück zum Auto.

»Eine Frau mit einer Weste, ist das alles?«

»Ja, mehr weiß ich nicht«, sagte Goli. »Totales Chaos, wie gesagt. Kommst du?«

»Bin gleich da«, sagte Munch und steckte den Zündschlüssel ins Schloss.

• 4 •

Mia Krüger saß hinter dem Lenkrad des jadegrünen Jaguar ihres Vaters und wusste schon gar nicht mehr, wann sie zuletzt glücklich gewesen war. Ein bisschen besorgt war sie, ja, natürlich, die letzten Tage waren eine kleine Hölle gewesen, aber die hatten sie immerhin zusammen durchgemacht. Ihre Zwillingsschwester hatte wimmernd im großen Bett in der neuen Wohnung gelegen, triefnass vor Schweiß, verzweifelt. Sie wollte nur weg, aber Mia hatte sie in der Türöffnung festgehalten.

Bitte, Sigrid.

Wir müssen das aus deinem Körper raushaben.

Mir zuliebe, okay?

Es hatte auf der Kippe gestanden, aber die Schwester hatte doch widerwillig nachgegeben, hatte sich von Mia ins Schlafzimmer bringen lassen. Saubere Bettwäsche. Geschlossene Vorhänge. Voller Kühlschrank. Kein Grund, irgendwohin zu gehen. Sie mussten nur hier sein, nur das hier tun.

Das Heroin aus dem Leib schaffen.

Die ersten 24 Stunden waren die schlimmsten gewesen.

Mia hatte so etwas im Film gesehen, aber in Wirklichkeit natürlich noch nie erlebt, diesen extremen Ruf aus der Tiefe

irgendwo, als wäre die Schwester kein Mensch mehr, sondern jetzt ein Tier, fauchend, wütend, weil der Körper nicht bekam, was er unbedingt brauchte.

Dope.

Einen neuen Kick.

Bitte, Mia.

Ich pack das nicht ...

Und es hatte Augenblicke gegeben, in denen sie fast nachgegeben hätte. Wenn sie die Verzweiflung in dem erschöpften Blick sah. Zwillinge. Es war fast, als könnte sie die Schmerzen der Schwester in ihrem eigenen Leib spüren, als wäre sie es, die heulend dort im Bett lag.

Oh Scheiße, Mia.

Das geht nicht ...

Am Ende war sie eingeschlafen.

Schweißnass, total erschöpft.

Mia hatte die ganze Nacht bei ihr gewacht, hatte das Bett nicht eine Sekunde verlassen, und als die Schwester endlich erwachte, war alles ein bisschen besser gewesen.

Ein kalter Lappen auf der Stirn.

Ein bisschen Suppe.

Zwei Tage später war sie so weit wiederhergestellt, dass sie fast schon ein paar Witze über die Situation machen konnte, mit diesem wunderschönen wachen Blick, wieder sie selbst unter dem blonden Schopf.

Es ist lecker, Mia, aber es fehlt ein bisschen Würze, kannst du nicht was Gutes reintun, geht doch, oder?

Mia Krüger schaltete, trat aufs Gaspedal und konnte endlich einen Lkw überholen, der schon viel zu lange im Schneckentempo vor ihnen hergefahren war. Die Stadt lag jetzt hinter ihnen, auf allen Seiten nur schöne Natur, ein

glitzernder Fluss, der sich unter einem von der Sonne beschienenen Hügelkamm dahinzog. Valdres. Dort hatte sie den besten Ort gefunden. Eine private Entzugsklinik. Teuer, aber das spielte natürlich keine Rolle. Ein heimlicher Anruf bei der Großmutter, dann bei Papa, obwohl sie Sigrid versprochen hatte, nichts zu sagen.

Ich brauche ein bisschen Hilfe.

Leihst du mir ein paar Kronen?

Kann ich für ein paar Tage den Jaguar haben?

Natürlich.

Zwei kleine Mädchen, adoptiert von einem kinderlosen Ehepaar. Doch Mia hatte nie das Gefühl gehabt, dass das nicht ihre richtige Familie war.

Oma.

Mama.

Papa.

Die Kindheit in dem großen Haus am Wasser in Åsgårdstrand war absolut perfekt gewesen. Die Mutter war vielleicht ein bisschen streng, aber das war nicht böse gemeint, sie wollte ihren Mädchen eben einen sicheren Rahmen geben, die beiden sollten es guthaben.

Sigrid und Mia.

Mia und Sigrid.

Die eine dunkel, die andere hell.

Schneewittchen und Dornröschen.

»Willst du meins, dann krieg ich deins?«

Ein Augenblick, den sie niemals vergessen würde, oben in ihrem Kinderzimmer auf dem Dachboden, nach der Konfirmation. Beide hatten ein silbernes Armband bekommen, einen Anker, ein Herz und einen Buchstaben.

M auf ihrem.

S auf Sigrids.

»*Dann gehören wir irgendwie für immer zueinander?*«

So war es ihnen vorgekommen. *Das hier ist für immer.* An diesem Abend waren sie im selben Bett eingeschlafen.

Deshalb war es wie ein Schock für Mia gewesen.

Ja, sie hatten unterschiedliche Interessen gehabt, als sie älter wurden. Sigrid liebte Pferde und Handball, hatte Freundinnen und Freunde, wo sie auch hinschaute. Mia war eher eine Einzelgängerin, hielt sich lieber in der Garage auf und bastelte an ihrem Moped herum.

»*Kommst du mit, Mia?*« Die Schwester auf der Treppe, mit einer Flasche Weißwein im Rucksack.

»*Nein, keinen Bock.*«

»*Wieso nicht, alle aus der Klasse kommen.*«

Es war ihr schon früh klar geworden.

Dass sie nicht wie die anderen war.

Sie konnte es nicht genau beschreiben, aber es war, als wäre sie schon fertig damit, mit dem Teenagerdasein, es interessierte sie irgendwie nicht.

»*Du bist wie ich, Mia.*« Die Großmutter, die nicht ihre biologische Großmutter war und ihr doch so ähnlich. Mit einem Glas Whisky in der Hand und einer Zigarre im Mund lächelte sie zum Himmel über dem Garten hinter dem Haus hinauf und war sich vollständig darüber im Klaren, dass andere sie für verrückt hielten, aber das interessierte sie nicht im Geringsten.

»*Du siehst Dinge, die andere nicht sehen, nicht wahr, mein Schatz?*« Ihre schönen klugen Augen, die warme Hand an ihrer Wange. »*Mia Mondstrahl. Meine kleine Indianerin.*«

Sigrid war eingenickt, erwachte nun aber, als die Landschaft sich abermals veränderte. Sie fuhren durch einen kleinen Ort, sahen eine Tankstelle und einen Dorfladen, ein Schild, das zeigte, dass sie auf dem richtigen Weg waren.

»Wo sind wir?« Sigrid hob den Kopf und schaute aus dem Fenster.

»Jetzt ist es nicht mehr weit«, sagte Mia lächelnd, fuhr dann von der Hauptstraße ab und folgte der kurvenreichen Straße durch das Tal.

Die Valdresklinik.

Vier Wochen Behandlung.

Weit weg von den Menschen.

Frische Luft.

Gesunde Ernährung.

Physische Aktivität.

Sigrid hatte gezögert, am Ende aber nachgegeben.

»Ich muss nur schnell Markus Bescheid sagen, okay? Damit er sich keine Sorgen um mich macht.«

Was?

Spinnst du?

Ich lass dich verdammt noch mal doch nicht aus dem Haus, damit du mit diesem Scheißidioten redest.

Nein.

Auch nicht anrufen.

Vergiss es.

Markus Skog, Sigrids dürrer Liebhaber, der eine Art Musiker sein wollte, aber eigentlich nur ein verdammter Fixer war und der sie in dieses Elend hineingezogen und sie total verändert hatte.

Mia hasste ihn.

Sie merkte, dass sie das Lenkrad für einen Moment viel

fester packte, riss sich dann aber zusammen. Sie wollten es jetzt schön haben. Die letzten Augenblicke vor der Aufnahme in die Klinik.

Sigrid rutschte ein wenig auf ihrem Sitz herum und legte vorsichtig den Kopf auf Mias Schulter, als sie vor sich das Schild sehen konnten. Und ein großes milchweißes Gebäude, umgeben von mehreren kleinen roten Häusern. Große Bäume auf dem Hofplatz, die Flagge gehisst.

Kurze Zeit später standen sie da, der Arzt, der sie auf der Treppe empfangen hatte, hatte sich ein wenig zurückgezogen, um ihnen einen letzten privaten Augenblick zu gewähren.

Sigrid warf einen verstohlenen Blick zum Eingang hinüber, sie sah ein bisschen ängstlich aus, wie ein kleines Kind, das nicht so recht weiß, was die Zukunft bringen wird.

»Ob ich das wohl schaffe?« Sie biss sich in die Lippe, blies den Pony zur Seite.

»Das schaffst du mit links, Sigrid, ich bin stolz auf dich.«

»Ich weiß nicht so recht«, sagte die Schwester und hob ihren Rucksack vom Boden hoch.

»Doch, das schaffst du.«

Sigrid schaute sich noch einmal um, kam näher und umarmte sie, flüsterte ihr ins Ohr: »Tausend Dank, Mia.«

»Ich hol dich in vier Wochen ab, ja?«, flüsterte Mia zurück.

Sigrid lächelte zaghaft, dann war sie verschwunden. Irgendwo dort in dem weißen Haus.

Reha.

Mia spürte auf der ganzen Rückfahrt durch das Tal die Tränen in den Augen, hätte am liebsten kehrtgemacht, ihre Schwester lange umarmt und nie wieder losgelassen.

Für immer zusammen.

Nach ein paar Dutzend Kilometern auf der Hauptstraße musste sie anhalten und für einen Moment aus dem Auto steigen.

Luft schnappen.

Oh verdammt.

Irgendwo im Auto fiepte ihr Handy. Sie ließ es einfach klingeln. Doch es hörte nicht auf.

Mia öffnete die Tür und fischte es von der Rückbank, räusperte sich, riss sich zusammen und sagte: »Ja, Mia?«

»Hallo, Mia, hier ist Munch.«

»Hallo, Holger, wie geht es dir?«

Er klang gestresst, als ob er eigentlich gar nicht da wäre, sich auf andere Dinge konzentrierte, irgendwo dort, wo er sich befand.

»Wir haben hier eine Krise, hast du die Nachrichten gesehen?«

Nachrichten?

Nein.

Sie war viele Tage abgetaucht gewesen.

»Heute Morgen ist in der U-Bahn eine Bombe hochgegangen, bei Majorstua. Alles an Einheiten, was kreucht und fleucht, ist im Einsatz, kannst du kommen? Wo bist du?«

Mia schaute sich um.

»Bin nicht sicher.«

»Bist du weit weg?«

»Paar Stunden.«

»Okay. Wenn ich dir eine Adresse schicke, können wir uns da treffen?«

»Eine Adresse? Wo?«

»In Smestad. Wann kannst du da sein? Zwei Stunden, schaffst du das?«

»Ja ... aber ...«

»Gut. Dann sehen wir uns da.« Munch legte auf, ohne auf Antwort zu warten.

Eine Bombe? Was zum Henker?

Mia Krüger steckte das Handy in die Tasche, setzte sich wieder hinter das Lenkrad und fuhr in schnellem Tempo zurück auf die Hauptstraße.

• 5 •

Jessica Blomqvist lief ins VG-Haus in der Akersgate und weiter zum Fahrstuhl. Dort drückte sie fieberhaft auf den Knopf. Es war nicht der schnellste Fahrstuhl aller Zeiten, und heute wirkte er besonders träge, wollte nicht kommen. Die leuchtenden Ziffern über den Türen bewegten sich im Schneckentempo. *Verdammt, für so was hab ich keine Zeit!* Jessica war daran gewöhnt, dass ihr die Kugeln um die Ohren piffen, dass es mehr oder weniger überall brannte. Das war der Lieblingsausdruck des Chefs, VG-Redakteur William Wold. *Es brennt, Jessica, es brennt überall. Egal, worum es ging, eigentlich. Na los, Jessica, wer zuerst kommt, und so weiter!*

Sie hatte in der Kulturredaktion angefangen, war aber dann nach einer Artikelserie zu Übergriffen gegen Geflüchtete in einer Sammelunterkunft bald in die Sparte Gesellschaft versetzt worden. Eine Freundin, die dort arbeitete, hatte ihr den Tipp gegeben. *Da draußen gibt es so viele kranke Menschen, Jessica, das ahnst du nicht.* Doch, danke, sie hatte eine gewisse Ahnung. Das Kulturressort war natürlich ganz anders gewesen. Auch dort ging es oft und viel

um seltsame Leute, meistens um Promis, die Aufmerksamkeit wollten. Den ganzen Tag kamen Anrufe von allerlei PR-Agenten, die ihr einzureden versuchten, dass es eine Sensation war, wenn ein Autor wieder ein Buch veröffentlicht hatte, oder unendlich wichtig, wenn sich irgendeine Fernsehgröße über ihre Scheidung äußern durfte. Ob sie ein paar Bilder machen könnten? Und ein Interview?

Nein, die Gesellschaftsredaktion war schon besser. Dort hatte sie trotz allem das Gefühl, sich nützlich zu machen, auch wenn ihr abendlicher Rotweinpegel sich gewaltig gesteigert hatte, eine Schutzschicht gegen das ganze Elend. Gerade arbeitete sie eigentlich an einer Sache über Pflegekinder, und Wold hatte sie erst gestern Abend darauf angesprochen. *Es brennt, Jessica, du solltest doch schon vorige Woche fertig sein.*

Das musste jetzt erst mal warten, denn niemals hatte Wolds Lieblingsausdruck treffender gewirkt. Die ganze Stadt war plötzlich verändert.

Sie war vom Tatort zu ihrem Fahrrad zurückgerannt. Überall sah sie besorgte Gesichter, Menschen, die sonst aneinander vorbeiliefen, blieben stehen, um miteinander zu reden.

Was passiert hier eigentlich?

Weißt du irgendwas?

Heulende Sirenen überall.

Endlich plingte der Fahrstuhl, und Jessica stieg gerade ein, als eine ihrer Kolleginnen durch das Foyer gerannt kam. Es war Annika Jørgensen aus der Kriminalredaktion, und ihr Gesicht zeigte denselben verwirrten Gesichtsausdruck, den Jessica auf dem ganzen Weg von Majorstua hierher immer wieder gesehen hatte.

Annika schlüpfte in den Fahrstuhl, ehe sich die Türen schlossen, drückte auf den Knopf für den dritten Stock, sah Jessica voller Entsetzen an und schüttelte den Kopf.

»Stimmt das?«, fragte sie Jessica.

»Was denn?« Jessica senkte die Stimme und schaute sich um, obwohl sie doch nur zu zweit im Fahrstuhl waren.

»Er hat dich angerufen?«

Jessica war jetzt ein wenig irritiert. Hatte Wold das rum-erzählt? Jetzt schon? *Verdammt, es war doch viel zu früh, um ...*

Annika sah es in ihrem Blick.

»Ganz ruhig, das ist noch nicht offiziell. Wold will ein kleines geschlossenes Team im Kriegsraum. Du, ich, Konrad und Michael. Es darf nicht rauskommen, dass wir mehr wissen als die anderen.« Sie lächelte und stupste Jessicas Schulter an, als der Fahrstuhl endlich den dritten Stock erreichte.

Das Kriegszimmer.

Es war eigentlich ein ganz normaler Besprechungsraum, aber Wold gefiel es so. Drama. Sie hatte oft gedacht, er hätte ein guter Schauspieler werden können. Oder auch Politiker.

Sie hatten sich bereits versammelt. Die wichtigsten Köpfe. Diejenigen, die die Tagesordnung aufstellten und hier im Haus das Sagen hatten.

Jessica konnte einen Hauch von Befriedigung nicht unterdrücken, als sie den großen Raum betrat und die Tür hinter ihr geschlossen wurde.

All die Aufmerksamkeit. Von allen.

»Jessica«, sagte William Wold laut und hätte sie fast umarmt. »Gut. Gut, gut, gut. Verdammt, das ist groß. Erzähl

uns alles. Jedes Wort. Im Detail. Er hat dich angerufen. Und dann?»

Jessica stellte ihre Tasche auf den Boden, ließ sich auf einen Stuhl sinken und schaute sich kurz um, ehe sie anfang zu erzählen.

»Okay«, sagte sie und hob eine Hand. »Zuerst einmal ist es ja nicht sicher, dass es der Täter war. Wir müssen bedenken, dass ...«

»... es auch ein aufmerksamkeitsgeiler Irrer sein kann, das wissen wir.« Konrad, ein grauhaariger Mann von Mitte fünfzig, politischer Redakteur und ihr Vorgesetzter, musste natürlich das Wort ergreifen, aber Jessica ließ sich davon nicht beeindrucken. Sie konnte es in seinen Augen sehen. Sie hatte da etwas Großes in der Hand. Und das wusste er.

»Also«, erwiderte sie gelassen. »Wir müssen hier die Fassung bewahren. Ich bin eine bekannte Journalistin. Eigentlich hätte mich jeder anrufen können, auch ein, ja, *aufmerksamkeitsgeiler Irrer*, wie du gesagt hast.« Sie schaute zu Wold hinüber, der vor dem Whiteboard gespannt von einem Fuß auf den anderen trat.

»Ja, klar, natürlich, aber er hat dich angerufen, als es gerade geknallt hatte, oder nicht?«

»Nur eine Minute danach«, sagte Jessica und nickte.

»Na also.« Wold lächelte und zeigte mit dem Filzstift, den er in der Hand hielt, auf sie. »Die Zeitschiene.« Eilig notierte er auf dem Whiteboard. »9.07, stimmt das?«

Allgemeines Nicken im Raum.

»Okay. 9.07. Bombe geht im U-Bahn-Wagen hoch.« Er schrieb weiter. »9.08. Täter ruft Jessica an.«

»Wenn es also der Tä...«, begann Konrad, aber Wold winkte ab.

»Und dann, was hat er gesagt?«

Wieder sahen alle sie an.

»Er hat gefragt, ob ich seine Freundin sein will«, sagte Jessica.

»Okay? Freundin? Im Sinn von ...«

Jessica zuckte mit den Schultern.

»Das weiß ich nicht. Nur dass er Kontakt zu jemandem haben wollte. Und dass er mich dafür ausgesucht hat.«

»Hat er gesagt, weshalb?«, fragte Wold neugierig. »Ich meine, warum gerade dich?«

Jessica überlegte einen Moment.

Schau in den Spiegel.

Nein, zu früh. Das wollte sie noch für sich behalten, bis sie herausgefunden hätte, was er damit meinte. In den Spiegel schauen? Vorhin im Fahrstuhl hatte sie das getan, hatte in ihr Gesicht gestarrt.

Was zum Teufel sollte das bedeuten? Hatte er Ähnlichkeit mit ihr? Waren sie miteinander verwandt?

Sie hörte rastloses Fingertrommeln auf dem ovalen Tisch, weil sie nicht geantwortet hatte.

»Ich habe keine Ahnung«, sagte sie. »Vielleicht gefällt ihm irgendwas, das ich geschrieben habe.«

»Oder er hatte etwas mit deinen Artikeln zu tun?«, sagte Annika Jørgensen und schaute sich um.

»Gut, Annika«, sagte Wold und zeigte wieder mit seinem Filzstift. »Du übernimmst das. Alles, was Jessica in den letzten, sagen wir, drei Jahren geschrieben hat. Oder sollen wir noch weiter zurückgehen? Fünf?«

Konrad nickte.

»Okay, alles, was sie in den letzten fünf Jahren geschrieben hat. Ist da irgendwer dabei, der auffällt?«

»Ich?«, fragte Annika und sah ihn an. »Wäre es nicht besser, wenn sie selbst ...«

»Jessica hat anderes zu tun. Die letzten fünf Jahre, okay?«

Annika seufzte leise, nickte aber.

»Okay«, sagte Wold abermals. »Dann lass uns mal das Gespräch hören. Wort für Wort. Was hat er gesagt?«

»Also, wie schon erwähnt, hat er zuerst gesagt, er wollte mit mir befreundet sein. Ich habe ihm mehr oder weniger gesagt, er sollte sich zum Teufel scheren. Aber als er dann peng sagte, musste ich den Mann ja doch ausreden lassen.«

Wold runzelte die Stirn.

»Das hat er gesagt? Peng?«

Jessica nickte.

Wold drehte sich um und schrieb an das Board.

»Und dann?«

»Sie war die Erste«, zitierte Jessica.

Jetzt machte sich im Raum Gemurmelt breit.

»Was? Die Erste? Es kommen also noch weitere?«

»Wir müssen die Polizei informieren, oder nicht?«, warf Annika dazwischen und hob die Hände.

Die anderen sahen sie an.

»Was?«, fragte Wold. »Nein, nein, das ist noch viel zu früh. Du meinst doch nicht im Ernst, dass wir das hier hergeben sollen? Das ist schließlich pures Gold!«

»Das schon, aber haben wir nicht auch eine gesellschaftliche Verantwortung?«, fragte nun Annika und schaute sich um. »Ich meine, eine Terroraktion? Die ganze Stadt steht Kopf, die Leute haben panische Angst, es gibt zusätzliche Sicherheitsmaßnahmen für die Königsfamilie? Sollte uns das nicht klarmachen, wie ernst die Sache ist?«

»Sie erfahren es doch ohnehin«, sagte Jessica. »Wenn wir das veröffentlichen.«

»Ja, absolut.« Wold nickte zufrieden. »Wir gehen damit online, dann müssen sie zu uns kommen.«

»Sofort?«, fragte Konrad und sah Jessica an. »Oder ist das zu riskant? Falls er nur ein Irrer ist, meine ich.«

Wold überlegte kurz, und Jessica konnte fast die Fluten an Lesenden hinter seinen Augen rotieren sehen.

»Wir lassen das mal zwei Minuten sacken. Und er wollte also wieder anrufen?«

»Ja.«

Wold schaute auf die Uhr über der Tür.

»Wir halten es noch einen Moment zurück. Wenn er bis, sagen wir, Viertel vor nicht wieder angerufen hat, dann gehen wir damit raus. Wer schreibt?«

»Ich sollte ja wohl ...«, begann Jessica.

»Nein, nein. Du bleibst hier. Annika.«

»Was? Ich? Das auch noch?« Sie sah sich irritiert um.

»Ja, du. Mach einen Artikel fertig und hol einen Fotografen her, um ein paar Bilder von Jessica zu machen. Nein, verdammt, sollten wir die nicht lieber oben am Tatort aufnehmen?« Er tippte sich mit dem Filzstift ans Kinn. »Nein, okay, vergiss das. Wir machen die hier draußen. Sorg dafür, dass das VG-Logo zu sehen ist.«

Annika seufzte, nahm ihre Sachen und ging zur Tür.

»Und sag der Schlussredaktion, sie sollen mir diesmal vorher die Schlagzeilen schicken. Ich will die autorisieren. Also: Alles über Jessicas alte Artikel raussuchen, Artikel schreiben, Foto von Jessica, Überschrift erst an mich, okay?«

»Ja, ist ja gut«, murmelte Annika und verließ den Raum.

»So. Gut«, sagte Wold eifrig. »Gibt's sonst schon was Neues? Wissen wir, wer sie ist? Die Frau mit der Bombe?«

Der Chef der Kriminalredaktion, Michael Linden, ein Mann mit gepflegtem Bart und dünnem silberfarbenem Brillengestell, blätterte in seinem Notizblock und antwortete: »Laut meinen Quellen unten auf Grønland wissen sie jetzt, wer es ist.«

»Ach ja?«, fragte Wold eifrig. »Sag schon, wer?«

Linden schüttelte resigniert den Kopf.

»Das hab ich nicht aus ihnen herausholen können.«

»Ach verdammt ...«, seufzte Wold.

»Ich weiß«, sagte Linden und zuckte mit den Schultern. »Die sind da unten ja normalerweise so leck wie ein Sieb, aber heute nicht. Mein Gewährsmann kam mir fast ängstlich vor, sagt, so etwas habe er noch nie erlebt. Es gab einen Maulkorb für die ganze Bande, will mir scheinen.«

»Okay«, sagte Wold und tippte sich wieder mit dem Filzstift ans Kinn. »Wenn sie wissen, wer die Frau ist, sind sie vermutlich auf dem Weg zu ihr nach Hause oder sind sogar schon da. Also fährt die Scanner hoch, okay? Findet raus, was sie machen, wohin sie fahren. Wir müssen das hier als Erste bringen! Eine Sprengstoffweste in der U-Bahn an einem Samstagvormittag? Aber sie war nicht ...?« Er machte eine Handbewegung vor seinem Gesicht.

»Nein«, meldete sich jetzt Konrad zu Wort und schüttelte den Kopf. »Den Zeugen zufolge, mit denen wir gesprochen haben, war sie nicht ausländischer Herkunft, falls du das gemeint hast. Sie wird als weiße Frau beschrieben. Anfang vierzig. Gekleidet in ... was haben sie noch gesagt?« Konrad warf einen raschen Blick auf seinen Notizblock. »Rock und Blazer. Und Schuhe mit Absätzen.

Als ob sie zur Arbeit unterwegs wäre, irgendwo in einem Büro.«

Wold öffnete den Mund und wollte gerade etwas sagen, als plötzlich das Telefon auf dem Tisch klingelte.

Alle starrten es an.

Jessica schaute sich um.

»Eine unterdrückte Nummer. Soll ich das annehmen?«

Wold sah aus, als ob er sich am liebsten die Haare ausgerauft hätte.

»Ja, verdammt, mach schon!«

Jessica griff nach dem schnurlosen Telefon, ging hinaus auf den Gang und zog die Tür hinter sich zu. Dort atmete sie einige Sekunden lang tief durch. Und drückte dann auf den grünen Knopf.

»Ja, Jessica hier?«

Kurzes Lachen am anderen Ende der Leitung. Es war dieselbe leise, heisere Stimme.

»Hallo, Jessica, sind wir noch immer Freunde?«

Jessica warf einen Blick durch das Fenster des Besprechungsraumes und nickte.

Er ist es!

Sie ging ein Stück weiter durch den Gang.

»Natürlich sind wir noch immer Freunde. Ich habe in den Spiegel geschaut, und ich ...«

Der Mann fiel ihr ins Wort.

»Nein. Nicht jetzt, Jessica. Das kommt später. Ich hab hier nicht endlos Zeit. Sie suchen ja schon nach mir. Die Gefahr, dass sie mich finden, ist gering, aber man weiß ja nie, nicht wahr?« Er lachte wieder. »Also muss ich meine Maßnahmen treffen. Werde ich schon abgehört?«

Jessica biss sich in die Lippe.